

im 16. Jahrhundert aufgerissen wurde, sich wieder schließt, mag auch für den Protestanten „die Einigung mit der heutigen Papstkirche jenseits aller faßbaren geschichtlichen Horizonte“¹⁵ liegen. Wir müssen eben im Glauben an Christi Wort vertrauen, daß Gott Wege kennt, die unserer menschlichen Einsicht verborgen sind. Damit werden die Christen allerdings vor die Aufgabe gestellt, zwei schwer zu vereinigende Dinge zu vereinigen: die Kraft zum Handeln und den langen Atem zum Warten, bis die Zeit erfüllt ist. Aber auf dem steilen Kreuzweg, der zur einen Kirche Christi führt, gibt es nicht nur Verzögerungen, Enttäuschungen und Rückschläge, sondern auch herrliche Erleuchtungen und wunderbare Tröstungen, die für alle Mühen und Opfer reichlichen Ersatz bieten.

¹⁵ Ebd. 106.

Ist es doch schon ein großer Trost, daß Gott mitten in den Schrecken und Leiden der Kriege und Revolutionen die trübgewordenen Augen der Christen wieder helllichtig gemacht hat für das hohe Ideal der einen Kirche und uns damit einen offensichtlichen Beweis gibt, daß seine Vorsehung auch in der aufgewühlten Gegenwart über der Christenheit wacht. Im übrigen aber möchte ich abschließend noch einmal an die besonnenen Worte erinnern, die Erzbischof Söderblom mir unter dem 28. September 1929 schrieb: „Für die Kircheneinigung soll man beten und arbeiten, als ob sie uns von Gott bald gegeben werden könnte. Zugleich muß man immer wissen und denken, daß die Kirche Gottes mit Jahrhunderten und Jahrtausenden rechnet und daß kein unweiser Eifer die Reinheit und Gründlichkeit der Arbeit schädigen darf.“

DIE GRUNDTÖNE IM HISTORISCHEN BILD KAISER JULIANS (361—363)

Von Julius Wolf

Die bereits stattliche Reihe neuerer geschichtlicher Biographien, die der bevorzugten Neigung der heutigen Geschichtswissenschaft für das Wirken der Einzelpersönlichkeit auf den Gang der Geschichte ihr Entstehen verdanken, ist nun durch Hermann Rinns formvollendete Übersetzung des 1930 erschienenen Buches „La Vie de l'Empereur Julien“ des Philologen und Religionsgeschichtlers Joseph Bidez von Gent wertvoll bereichert worden¹. Diese neue Darstellung des Kaisers Julian ist das Ergebnis einer langjährigen Forscherarbeit, die das viel umstrittene Bild des Apostaten von den Übermalungen befreit hat, die das Urbild durch der „Parteien Gunst und Haß“ oft bis zur Verzerrung entstellten hatten, woran zum nicht geringen Teil eine kritiklose Romanliteratur die Mitschuld trägt². Bei aller Deutlichkeit der nun wieder sichtbar gewordenen Linien und bei allem tiefen Wissen um Zeit und Menschen von damals vermißt man jedoch die volle Auswertung dieser sorgfältig gesammelten Erkenntnisse und möchte wünschen, daß die Grundfragen der julianischen Zeit in ihren historischen Zusammenhängen noch kräftiger hervorträten. Es soll daher in den folgenden Zeilen versucht werden, die Ergebnisse der Forschung Bidez' vor allem im Hinblick auf die Wurzeln des heidnischen Vorstoßes, dessen Vollstrecker Julian wurde, und auf seinen Mißerfolg zu einer strafferen Gesamtschau zusammenzufassen.

¹ Joseph Bidez, Julian der Abtrünnige (München 1940, Georg D. W. Callwey).

² Es sei hier bloß auf den seinerzeit viel gelesenen Roman von Mereschkowski, „Julian Apostata“, hingewiesen. Auch Ibsens Drama „Kaiser und Galiläer“ ist stark verzeichnet.

Der ganze Fragenkomplex, der dieses Geschehen umrankt, entwirrt sich erst dann, wenn man darin einen Abschnitt der großen Auseinandersetzung zwischen Christentum und Antike sieht. In diesem Vorgang liegt aber ein grundsätzliches Problem. Das Gesamturteil des Historikers hängt nämlich von der Frage ab, ob diese beiden Geistesmächte in einem unüberbrückbaren Gegensatz zueinander stehen, oder ob in ihnen die Möglichkeit zu einer Hinordnung aufeinander gegeben war. Die Antwort findet sich in der Grundhaltung des Christentums, die unzweideutig aus der Areopagrede des Apostels Paulus spricht (Apg. 17, 22—31). Was dieser dort zu den Athenern sagt, stammt aus demselben Geist, der Christus zu den Juden sagen läßt, er sei gekommen, das Gesetz und die Propheten nicht aufzuheben, sondern zu erfüllen. Das Christuswort „zu den Alten wurde gesagt, ... ich aber sage euch“ gilt auch für die Antike. So tritt denn das Christentum in den zeitlichen Bereich, den die Antike verkörpert, und setzt sich mit ihr auseinander, nicht zerstörend, sondern erfüllend. Es überwindet jene Stufe im Aufstieg der antiken Menschheit zur Erkenntnis Gottes und seiner Weltordnung mit allen sich daraus für die sittliche Gestaltung des menschlichen Lebens ergebenden Folgerungen, bis zu welcher die Antike aus eigener Kraft ohne göttliche Offenbarung gelangen konnte, und hat endgültig an die Stelle des Menschen Gott als das Maß der Dinge gesetzt. In diesem Geiste fortfahrend, hat dann die Logospekulation der alexandrinischen Theologen, von griechischer Philosophie befruchtet, das Christentum befähigt, die Samenkörner der göttlichen Weisheit überall dort, wo sie im antiken Denken Wurzel gefaßt und hohe

menschliche Werte geschaffen haben, zu sammeln, zum Ausbau von Lehre und Dogma zu verwerten und am Ausgang des Altertums als wertvollste Kulturerbe der abendländischen Menschheit weiterzugeben.

Wer da noch einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Antike und Christentum angesichts dieser geschichtlichen Tatsachen zu erdenken imstande ist, der setzt sich über diese nicht weniger hinweg als der andere, der im Christentum nicht das Neue sieht, sondern nur eines der vielen Mischprodukte aus dem großen Religionssynkretismus der Spätantike. Es kommt natürlich auch sehr darauf an, wie man die Antike sieht. Mit ihren edlen Werten steht sie dem Christentum mit einer natürlichen Aufgeschlossenheit gegenüber. Die vielerlei Gestalten allerdings, die sie im Lauf der Zeit angenommen hat, haben immer dazu verleitet, vor einem selbstentworfenen, romantischen Wunschbild, das nie ganze Wirklichkeit war, in Klagen über den Verlust der antiken Geistesgüter auszubrechen und sich von ihrer Wiederbelebung in irgend einer Form alles zu versprechen³. Dabei macht man sich gar keine Gedanken darüber, was aus der Antike ohne die Erfüllung durch das Christentum geworden wäre, obwohl doch schon die abwegige Entwicklung dessen, was sich noch gegen das Christentum halten zu müssen glaubte, deutlich genug beweisen sollte, daß der Kampf, in den antiken Denken und Fühlen auf seiner letzten Stufe geraten war, trotz seiner zeitweiligen Scheinerfolge von vornherein hoffnungslos sein mußte. Das Christentum hat die Antike vollendet, aber nicht vernichtet, und die Antike konnte nichts Besseres tun, als ihre bleibenden Werte in das Christentum hinüberzuretten. Was übrig blieb, mußte notwendig in seiner eigenen Aussichtslosigkeit zu Grunde gehen.

Dies ist die historisch gegebene Einstellung, nach der sich das Urteil des Geschichtsforschers auszurichten hat, um den Versuch Julians, das Heidentum zu erneuern, in den richtigen Zusammenhang zu stellen. Ist das Heidentum des 4. Jahrhunderts noch ein Gegner mit Erfolgsaussicht, oder hat der heilige Athanasius mit seinem klassischen Ausspruch von dem „Wölkchen“⁴ recht, dem er für kurze Zeit weichen mußte? Diese letztere Anschauung ist nur der Ausfluß einer tiefen Überzeugung von

der Absolutheit des Christentums in seinem religiösen Kern. So gesehen, ist das Christentum vor einer ernststen Gefahr stets durch seine Unzugänglichkeit gegenüber allem fremden Ideengut bewahrt gewesen und hat Verfälschungen immer von sich aus abgestoßen. Immer ging es ihm in erster Linie um die Reinerhaltung seiner Lehre. Und so liegt auch eigentlich im 4. Jahrhundert der Hauptton auf seinem Kampf gegen den christologischen Irrtum des Arianismus, der durch seine Leugnung der wahren Gottheit Christi das Christentum in seinem Wesen mehr bedrohte als alle heidnischen Götterkulte und philosophischen Spekulationen. In der geistigen Auseinandersetzung war das Heidentum der schwächere Gegner. Darum mußte es auch zu den Machtmitteln des Staates greifen, wenn seine Tatentfaltung Erfolg haben sollte. Sobald nun der Gegner des Christentums seinen Angriff in die staatliche Machtsphäre verlegte — und das war seine ultima ratio —, waren wohl die Träger des Christentums, aber nicht es selbst gefährdet, und der Ausgang des Kampfes hing von der Bewährung der Christen ab.

Bidez stellt in seinem Werk fest, daß im 4. Jahrhundert von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht wurde, das Heidentum zu erneuern. In dieses Streben wurde Julian hereingezogen und setzte die herrscherlichen Machtmittel dafür ein. Haben wir jedoch in dem, was Bidez, das Wesen der Sache nicht voll erfassend, „Erwachen des Hellenismus“ nennt, wirklich ein neues Leben zu sehen, das hier dem Heidentum aus seinen alten Wurzeln zuströmt? Die Antwort erfordert zunächst noch eine Überlegung. Wenn die Träger irgend einer Glaubensanschauung zu deren Wurzeln hinabsteigen, so beweisen sie damit, daß sie Kräfte suchen, die ihrer Zeit fehlen, daß diese Zeit nach Abhilfe eines vorhandenen Mangels ruft. Auch die Kirche hat sich stets in Zeiten, die sie in die Gefahr einer Verweltlichung zu verstricken drohten, auf ihr ureigenes Wesen zu besinnen getrachtet. Während sich aber diese die Kraft für ihr Bestehen in der Welt vermöge ihres göttlichen Ursprungs unmittelbar aus der zeitlosen, unerschöpflichen Kraftfülle Gottes holt, dessen Gnade ihr helfend entgegenkommt, suchen andere Verjüngungsversuche einer kranken Menschheit ihre Heilung aus zeitbedingten Verhältnissen und müssen daher schon deshalb unvollkommen bleiben. Sie können in den besten Fällen Teilerfolge erringen, die das Schmerzgefühl des Kranken wohl mehr oder weniger lang zu betäuben, ihn selbst aber nicht restlos auszuheilen imstande sind, mögen nun diese vorübergehenden Blüten wo immer aufleuchten.

Diese Überlegungen lassen auch die eine Seite der Belebungsversuche des Heidentums im 4. Jahrhundert in ihrem Wesen klar erkennen. Aus dem Bewußtsein der Bedrohung durch das erstarkende

³ Bidez spricht sich über seinen Standpunkt in dieser Frage nirgends in seinem Buch mit voller Klarheit aus. Nur die Stelle (S. 37), an der er von Einrichtungen spricht, „die allen orientalischen Mysterienkulten — seien es nun die Christi (!), der Kybele, der Isis oder des Mithra — gemeinsam waren“, berechtigt wohl zu der Annahme, daß Bidez die Sonderstellung des Christentums in seiner religiösen Umwelt nicht zu sehen scheint.

⁴ Überliefert bei Sozomenus 5, 15; Migne 67, 1255.

Christentum rüstet man sich zum Kampf um den eigenen Bestand und erhofft sich neue Kraft durch Schutz und Verlebendigung der alten Götterkulte. Daß dabei die Schwärmerei für die klassische Dichtung der Griechen, vor allem Homers, eine große Rolle spielt, ist für diese Richtung außerordentlich bezeichnend. Man erwartet sich eben die ersehnte Zufuhr neuer Lebenskräfte aus der Ursprünglichkeit der homerischen Naturreligion. Es hat dieses Sehnen eine starke Ähnlichkeit mit dem Ruf, der später in einer entgötterten Welt dann nur noch „Zurück zur Natur!“ heißt, im Grund aber das gleiche Kennzeichen einer Verfallszeit ist. Eine überentwickelte Kultur, die aus sich selbst keine Lebenskraft mehr zu schöpfen vermag, sucht einen Ausweg durch die Rückkehr zu einfacheren Anschauungen. Die Belebung der alten Götterkulte fußt aber in der Besinnung auf eine Entwicklungsstufe, die in ihrer Zeitbedingtheit schon längst von der griechischen Philosophie selbst überwunden war. Das Künstliche an dieser ganzen zeitwidrigen Richtung läßt sich nicht übersehen. Wie hätte sie sich durchsetzen sollen, wenn sie nicht einmal imstande war, sich aus den Überwucherungen zu befreien, die seit Jahrhunderten das immer stärkere Eindringen des ganzen orientalischen Götterhimmels mit all seinen Vermischungen und Umbildungen der einzelnen Göttergestalten hervorgerufen hatte? Die Kulte der Isis, der Kybele, der Astarte, des Serapis, der syrischen Baalim und wie sie alle heißen mögen, hatten noch immer im ganzen Reich eine gleichstarke Anhängerschaft wie die Kulte der alten griechischen Götter. Dazu kamen noch die vielen Formen der Mysterienreligionen, die mit der einfachen Gestalt der homerischen Religion gar nichts zu tun hatten. Weiter fiel es schwer ins Gewicht, daß diese Götterverehrung gerade damals in einem gleichfalls künstlichen Gebilde, erdacht durch die Philosophie dieser Zeit, einen starken Rückhalt fand.

Der führende Kopf ist hier der syrische Theosoph Jamblichos, der dem Neuplatonismus, zu dem er sich bekannte, jene entscheidende Wendung gab, deren Wirkung bis zum Ende dieser Richtung andauerte. Seine Lehre faßt die Vielheit des Denkens und Fühlens heidnischen Religiosität zu einer zwitterhaften Einheit zusammen, in der das gesamte theologische Denken aller antiken Philosophenschulen und die religiöse Verehrung sämtlicher griechischen und orientalischen Gottheiten, die in eine strenge Rangordnung gebracht werden, ihren Platz finden sollten. Um auch auf weitere Kreise zu wirken, wird sogar die Magik der Mysterienriten mit ihrem Zauberwesen und die Theosophie chaldäischer Orakel in einem hemmungslosen Synkretismus in den Riesenbau eines Pantheons aufgenommen, durch dessen Räume die dichten Nebelschwaden einer krankhaften Mystik

ziehen, die auf dem Weg einer mit Ausdauer geübten Beschauung zur Verzückung und durch diese zu der ersehnten Vereinigung mit dem höchsten göttlichen Wesen führen will. So erhofft man aus eigener Kraft Gnade, Heil und Unsterblichkeit zu erreichen. Der Philosoph ist zum Mysterienpriester geworden, und das einst freie Denken griechischer Forschung erstickt hier in einem starren, den Geist des Orients atmenden Dogmatismus, der bedingungslose Unterwerfung unter eine Autorität fordert. Daraus erwartete man also das erneuerte Leben des Heidentums; in Wahrheit hat aber diese letzte Stufe antiker Philosophie, sofern dies noch Philosophie genannt werden kann, den versumpften Arm des Stromes antiken Geisteslebens völlig stillgelegt. Das System des Jamblichos, das die gesamte geistige Luft dieser Zeit beherrscht, zeugt wahrlich nicht von einem hoffnungsfreudigen Erwachen zu neuen Kräften, so sehr auch die Anhänger dieser Lehre davon überzeugt sind; es beweist nur die ungeheure religiöse Not einer Verfallszeit, die sich in ihre Gedanken derart versponnen hat, daß sie sich dem Erlösungsgedanken des Christentums nicht mehr erschließen kann.

Dieses Massensystem hat sein Seitenstück in der staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der Spätantike. Das römische Kaisertum hatte mit Diokletian unter dem dauernden Einfluß orientalischer Staatsauffassung sich zu einem starren Absolutismus geformt, der unaufhaltsam auf dem Weg zur Allmacht des Staates vorwärtsdrängte, die dann im Lauf der Zeit immer mehr die Bereiche der persönlichen Freiheit des einzelnen bedrohte. In dem allgemeinen Einebnungsvorgang, der zu Beginn des 3. Jahrhunderts alle Reichsuntertanen ohne Unterschied ihrer völkischen Zugehörigkeit zu römischen Vollbürgern gemacht hatte, wurden nun notwendig auch die Götter der verschiedenen Völker des Reiches gleichberechtigt. Jamblichos suchte mit seinem Rangsystem, das dem hierarchischen Aufbau des Reichsbeamtentums entsprach, der fehlenden Einheit heidnischen Denkens und Empfindens zu steuern. Der sozialen Vermassung der antiken Menschheit folgte auch die religiöse.

In diesem System hat nun der Belebungsversuch der rein griechischen Götterkulte eigentlich keinen rechten Sinn mehr, da man sich ja des Mystizismus der neuplatonischen Kreise doch nicht mehr ernstlich erwehren konnte. Es sind zwar die Hochschulen des Ostens gewesen, die für den auflebenden Hellenismus eintraten. Doch die Zahl der Professoren der Rhetorik, die den alten Götterglauben zu verteidigen trachteten, war gering gegenüber den Verfechtern der jamblichischen Lehre, und sie führten den Kampf recht lau. Dabei kam man über eine romantische Bewunderung und Verherrlichung all der großen und schönen Schöpfungen griechischer Kunst und Wissenschaft nicht recht

hinaus. Im Grund war man froh, wieder einmal einen willkommenen Stoff für die Übung der rhetorischen Form gefunden zu haben. Gerade damals erreichte ja die Gefahr, in der die griechische Wissenschaft wiederholt geschwebt hatte, ihren Höhepunkt. Die Antike hat immer ein stark betontes Gefühl für die Schönheit der Form besessen, doch standen in ihren großen Schöpfungen Form und Inhalt noch in vollendetem Einklang, da hier ein bedeutender Inhalt die ihm entsprechende Form sich selber schuf. Dieses Verhältnis hatte sich aber in dem Augenblick umgekehrt, als der Inhalt, kraftlos geworden, von der Form überwuchert zu werden drohte. Man berauschte sich am klangvollen Ton der Rede und gab sich dem fast rein musikalischen Genuß eines inhaltsarmen Phrasengeklingels hin. Nicht der Verstand, sondern das Formgefühl war es, an das sich die Rhetoren vor allem wandten und auf dessen sorgfältige Ausbildung sie in ihren Lehrvorträgen den Hauptwert legten. Diese Entwicklung hat ja schließlich zum Untergang der antik-heidnischen Literatur geführt, die durch den Mangel an kräftiger, gehaltvoller Nahrung allmählich absterben mußte.

Die Normen der griechischen Rhetorik hatten zweifellos, besonders hinsichtlich der Erziehung der Denk- und Formkraft, ihre große Bedeutung gehabt. Die Formzucht der griechischen Dialektik läßt sich vom Wesen griechischen Denkens gar nicht trennen. Das fühlen auch die christlichen Theologen des Ostens. Den frühesten Erzeugnissen der christlichen Literatur fehlen sprachliche Schönheit und kunstvoll gegliederter Aufbau, und das hat die heidnische Geisteswelt stets zum Spott gereizt. Von hier aus verstehen wir wohl auch deren ständige Angst vor einem Zurücksinken in Barbarei im Fall eines endgültigen Sieges des Christentums. Die ersten Kirchenväter konnten sich aber zu Beginn der Verkündigung und im Martyrium der Verfolgungen um eine sorgfältige literarische Form nicht kümmern. Nun aber nahm man sich auch dazu Zeit. Wie alle andern hohen Werte der Antike finden auch die gesunden Grundgedanken der antiken Rhetorik im Christentum eine neue Heimstätte. Die Christen hatten durch den eifrigen Besuch der heidnischen Rhetorenschulen bereits eine so hohe Formalbildung erreicht, daß sie selbst die größten Rhetoren unter ihren heidnischen Zeitgenossen weit überragten. Was bedeutete sogar ein Libanios gegenüber der großen Begabung eines Athanasius, eines Basilius des Großen oder eines Gregor von Nazianz, bei denen sich die Verwendung der erlernten Kunstmittel dem dargebotenen Gedankenreichtum maßvoll unterordnet! Daß anderseits auch Christen der in der Rhetorik stets vorhandenen Gefahr der Geschmacksverirrung und des Übermaßes erlagen, darf gewiß nicht verschwiegen werden, doch das sind Einzelfälle, die

im Gesamtbild einer geschichtlichen Darstellung nicht überbetont werden dürfen, wie es bei Bidez geschieht.

Das Bild von der Antike, das sich unter den Rhetoren die treuen Anhänger an den alten Götterglauben ausmalten, ist also nur aus der romantischen Verklärung einer Teilansicht gewonnen. Dieser künstliche Bau fußt auf der Überwertung der Form und verwehrt daher der Rhetorik auch die Fähigkeit, aus dieser Sicht Folgerungen zu ziehen, die zur Tat drängen. So bleibt denn dieser hellenistische Romantizismus nur ein neues Prunkmittel für die überkommenen Formen der Rhetorik, und nur Überschätzung könnte darin mehr sehen als eine schöne, aber doch leblose Maske.

Die Grundzüge des heidnischen Erneuerungsstrebens tragen also, wie man sieht, in allem deutliche Kennzeichen eines künstlichen Auftriebes. Der Kreis um Jamblichos lebte zwar in dem Gefühl, als sei nun das religiöse Denken und Fühlen der Antike durch eine Spitzenleistung gekrönt worden. In der Tat war es nur noch das letzte Aufflackern einer Kultur, die sich in ihrem dämonistischen Glauben hoffnungslos verstrickt hatte. Dieser in den Kampf um ihr Bestehen tretenden Welt stand nun das Christentum in gesunder Lebendigkeit gegenüber. Die Erfolglosigkeit der Verfolgungen des 3. Jahrhunderts und vollends die staatliche Anerkennung durch Konstantin den Großen hatten auch die äußere Lage des Christentums gestärkt und mußten das Heidentum mit wachsender Besorgnis erfüllen. Die Linie der weitherzigen Staatsführung Konstantins verlassend, ging schon Konstantius II. mit seinem Opferverbot gegen das Heidentum vor. Damit trat die staatliche Gesetzgebung in den Kampf ein. Für die Christen war dies das Zeichen zum offenen Angriff. Man stürmte die Tempel, zerstörte sie zum Teil und begann auf ihren Trümmern Kirchen zu bauen. Zutiefst gereizt, holten die Heiden zum Gegen Schlag aus. Solche Ausschreitungen hatte Konstantius nicht bedacht und nahm von nun an eine zögernde und schwankende Haltung ein, die durch die ungleiche Beurteilung der Vergehen gegen Ruhe und Ordnung auf beiden Seiten Heiden wie Christen empörte.

So haben wir denn nun die Grundlagen gewonnen, von denen aus Julians Wesen und Wirken bis ins Letzte verständlich wird. Wie alle Menschen seiner Zeit, ist auch er vor eine unausweichliche Wahl gestellt. Wir müssen den Fall Julian als einen unter vielen sehen. Nur seine hohe Stellung läßt ihn heller hervortreten. Seine Entscheidung fürs Heidentum hat ihren letzten Grund in einer Erziehung, die, im Geist der Zeit verankert, nicht imstande war, die starke Mannigfaltigkeit seiner Charaktereigenschaften zu einer ausgeglichenen Einheit zu führen. Was ihm seine Ahnen an seeli-

schen Anlagen vererbt hatten, kam aus drei grundverschiedenen Schichten. Das hat Bidez klar erkannt. Seine Energie und Ausdauer, die später die Grundlage für seine soldatischen Vorzüge boten, verdankte Julian der gesunden Kraft illyrischen Bauerntums, dem sein Großvater Konstantius Chlorus entstammte. Die Begeisterungsfähigkeit für geistige Kultur hatte er von seiner griechischen Mutter Basilina, und seine ausgeprägte Neigung zu Aberglauben und Mystik war das verhängnisvolle Erbe seiner Großmutter, der syrischen Prinzessin Theodora. Mit all dem verband sich frühzeitig ein politischer Ehrgeiz, zu dessen Weckung der dynastische Kampf innerhalb seiner Familie den ersten Anstoß gab. In dem Blutbad, das auf Veranlassung des Konstantius nach dem Tode Konstantins die Verwandten Julians hinwegräumte, verlor dieser seinen Vater und seinen ältesten Bruder; seine Mutter war schon bald nach seiner Geburt gestorben. Das sechsjährige Waisenkind wurde von seinem Vetter Konstantius vom Hof in Konstantinopel verbannt und bis zum 20. Lebensjahr unter strenger Aufsicht gehalten, was auf ihn gemäß seinen eigenen Versicherungen in seinen späteren Schriften einen tiefen und bleibenden Eindruck hinterlassen sollte.

Der Gang der Erziehung und Bildung bewegte sich ganz im Geist der Zeit. Sein erster Erzieher weckte in dem einsamen Knaben mit Geschick die Begeisterung für die Größe des Griechentums durch die Einführung in die Lektüre Homers und anderer griechischer Klassiker. Damit war der erste Grund zu Julians Aufgeschlossenheit gegenüber dem hellenistischen Romantizismus seiner Zeit gelegt. Die erste Bekanntschaft mit Rhetorik und Philosophie machte er zwischen dem 10. und 16. Lebensjahr. Mit einem ungewöhnlichem Lerneifer nahm Julians frühreifer Verstand alle geistige Nahrung in sich auf, die sich ihm bot. Doch allzu sehr sich selbst überlassen, bereitete seine schöpferische Phantasie der mystischen Schwärmerei seiner Epoche den Boden. An der Aufrichtigkeit seiner christlichen Glaubensüberzeugung ist nicht zu zweifeln. Auf das semi-arianische Bekenntnis getauft und gefirmt, nahm er es mit den religiösen Übungen, die ja seinem Hang zur Mystik entgegenkamen, außerordentlich ernst. Er trat sogar in den niederen Klerus ein und ließ sich zum Lektor weihen. Dieser Glaubenseifer beschränkte sich nicht nur auf das Innenleben, Julian hatte auch Sinn für die Ausübung der christlichen Caritas. Die Wirkungen seiner religiösen Erziehung blieben unaustilgbar; er wurde sie auch nach seinem Abfall nicht völlig los.

Die Aufhebung seiner Verbannung (Ende 347) gestattete ihm ein freieres, wenn auch nicht ganz unbeaufsichtigtes Leben. In Konstantinopel hörte er Rhetorik, in Nikomedien verband ihn ein leb-

hafter brieflicher Verkehr mit Libanios. Die Teilnahme an heidnischen Geheimzirkeln daselbst brachte seine mystischen Anlagen immer mehr zum Keimen. Er spann sich immer stärker in den Zauber der aufregenden Gefühlserlebnisse seiner religiösen Phantasie ein. Ganz im Sinn der neuplatonischen Verzückungsmystik hörte er göttliche Stimmen und schenkte seinen Träumen Bedeutung. Mit zwanzig Jahren vertiefte er sich völlig in die Theurgie des Jamblichos, bis es ihm zuletzt die Magik der Mysterien antat. Das war für ihn das große Erlebnis. Und so fällt er — auch darin ein Kind seiner Zeit — dem scharlatanhaften Treiben eines Maximos von Ephesus zum Opfer. Von ihm ließ er sich in die dortigen neuplatonischen Mysterien einweihen, und damit war sein Abfall vom christlichen Glauben endgültig vollzogen. Nicht Glaubenschwierigkeiten haben also Julian zu diesem Schritt veranlaßt, sondern die durch seine Erziehung nicht in die rechte Bahn geleitete Neigung zu einer Mystik, deren Bann er sich nicht mehr entziehen konnte. Nur noch äußerlich blieb er Christ, um nicht unnötigerweise die Aufmerksamkeit seines kaiserlichen Vetters auf sich zu ziehen.

Das Gefühl, zum Retter der heidnischen Religion ausersehen zu sein, in das er sich nun immer mehr hineinlebte, hatte seine weitere Verankerung in Julians Sonnenglauben, der nur eine der verschiedenen Seiten der damaligen Götterverehrung war. Er entsprach der Neigung zur fortschreitenden Vereinheitlichung der Götterwelt, ihrer Entwicklung vom Polytheismus zum Henotheismus, die schon im 3. Jahrhundert in der amtlichen Erklärung des Deus Sol Invictus zum Reichsgott durch Kaiser Aurelian seine Krönung gefunden hatte. Dieser Sonnenkult hatte eine weitere Stütze einerseits in der jamblichischen Götterhierarchie, in der König Helios, als dessen Abbild die Sonne galt, den obersten Rang unter den überweltlichen Göttern einnahm, anderseits in dem Sonnenkult des iranischen Mithras, der als bevorzugter Gott des Heeres auf die soldatische Natur im Wesen Julians einen großen Eindruck gemacht hatte. Zu alldem kam noch die Sonnenanbetung der illyrischen Ahnen, für die Julian eine besondere Vorliebe zeigte. Auch eine Rede an Helios hatte Julian verfaßt, die sich jedoch wie seine ganze Schriftstellertätigkeit spielerisch in den ausgefahrenen Bahnen seiner Vorbilder bewegte. Die ganze Bedeutung des spätantiken Sonnenkultes erhellt auch daraus, daß ihm das Christentum eine besondere Aufmerksamkeit schenkte, indem es ihn im Sinn der Ausnützung der Formen heidnischer Religiosität für seine Missionstätigkeit durch Christus zu verdrängen bestrebt war. Von daher sind die Ausdrücke „Sonne des Heils“ und „Sonne der Gerechtigkeit“ wie auch die Verlegung des Weihnachtsfestes auf den Geburts-

tag des Sonnengottes, den 25. Dezember, zu ver- stehen⁵.

Zur Zeit der Tätigkeit Julians als Cäsar in Gallien (351—361) verkettete sich die Überzeugung von seiner religiösen Sendung alsbald mit dem Gedanken einer politischen Berufung zur Rettung des Reiches. Um dieses Zieles willen wird Julian zum Revolutionär. Der Kampf um den Kaiserthron, auf dessen Einzelheiten hier nicht eingegangen zu werden braucht, kam aber infolge des Todes des Kaisers Konstantius II. nicht zur letzten Austragung. In der verhältnismäßig kurzen Regie- rungsdauer von wenig mehr als eineinhalb Jahren ging nun Julian daran, seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen. Sein Ziel war letzten Endes die Umsetzung des jamblichischen Systems in die Tat. Zunächst sollte der Staat durch die allmähliche Verdrängung der Christen aus dem Staatsdienst seines christlichen Charakters entkleidet werden. Durch das Gesetz vom 4. Februar 362 wurden die heid- nischen Tempel ihrer früheren Bestimmung zurück- gegeben, aller durch Zerstörung verursachter Scha- den sollte durch die Christen ersetzt werden. Die Ausschreitungen, zu denen die Durchführung dieser Verordnung führte, entfesselten nun wieder die menschliche Gemeinheit und weckten den religiösen Fanatismus der Massen. Durch ein weiteres Edikt, das die Rückberufung der durch seinen Vorgänger verbannten Bischöfe befahl, erhoffte sich Julian in Erwartung eines Glaubenskampfes unter den Christen eine beschleunigte Zersetzung des Christen- tums. Darin hatte er sich aber getäuscht. Die Chri- sten wußten, daß es nun in erster Linie um die Ab- wehr des heidnischen Angriffs ging, und stellten ihre dogmatischen Streitigkeiten zurück. Julian be- trieb nun mit aller Kraft den Aufbau einer Art heidnischer Kirche. Er baute die heidnische Priester- schaft nach dem Muster der Hierarchie des christ- lichen Klerus auf und versah selbst das Amt eines Hohenpriesters. Dadurch erhielt das Kaisertum Julians eine stark theokratische Prägung. Auch auf karitativem Gebiet, vor allem in der Armenfür- sorge und Krankenpflege, dienten die christlichen Einrichtungen zum Vorbild. Wie stark müssen die Nachwirkungen der christlichen Jugenderziehung des Kaisers gewesen sein, und wie lebensschwach erscheinen hier auch wieder die Formkräfte des Heidentums, die aus sich heraus nichts Neues mehr zu gestalten wußten!

Mit dem Rhetoren- und Unterrichtsgesetz vom 17. Juni 362, das die christlichen Lehrer von den Rhetorenschulen entfernte, stellte Julian amtlich die Unvereinbarkeit des rhetorischen Bildungs-

zieles der Zeit mit dem christlichen Glauben fest. Die lernende christliche Jugend sollte von nun an von Lehrern erzogen werden, die an die heidnischen Lehren der Schriftsteller glaubten, die sie im Unter- richt zu behandeln hatten. Die unmittelbare Wir- kung war zunächst eine starke Empörung unter den Christen. Doch wird die Bedeutung dieses Ge- setzes in allen neueren geschichtlichen Darstellungen und so auch von Bidez überschätzt. Ganz abgesehen davon, daß Julian neun Tage später seinen Tod fand, so daß das Gesetz in seinem vollen Umfang nicht zur Auswirkung kommen konnte, hätten die Christen nach dem ersten Sturm der Erbitterung sicher eine Möglichkeit gefunden, ihre Jugend vor der Propaganda der heidnischen „Kirche“ zu be- wahren. So weit wären sie bestimmt schon ge- wesen. So läßt die gesetzgeberische Tätigkeit des Kaisers auch hier einen Enderfolg sehr bezweifeln, wenn auch wohl auf den ersten Blick der Friede der christlichen Familie bedroht schien, wo die Jugenderziehung von heidnischem Geist erfüllt war.

Julian mußte auch seinerseits bald erkennen, daß seine Missionstätigkeit nicht recht vorwärts ging. Den breiten Massen war die Spitzfindigkeit der von ihm vertretenen Weltanschauung doch etwas zu hoch. Diese düstere Aussicht hat Julian immer mehr verbittert. Aber sein überspannter Idealismus ließ ihn die Wirklichkeit nicht mehr erkennen. Zur tragischen Wahrheit wird in diesem Zusammenhang Julians eigenes Wort: „Die Unfähigkeit, zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen zu unter- scheiden, ist die gefährlichste Form des Wahn- sinns.“⁶ Aber der Weg war nun einmal beschritten, und das Ende wäre wohl wieder einmal eine blu- tige Verfolgung gewesen, wahrscheinlich mit dem- selben Mißerfolg wie alle früheren. Bis zum letzten Augenblick blieb Julian seinen Anschauungen treu. Sein Gespräch mit seinen Freunden kurz vor seinem Tod über das kommende Leben und den Adel der Seele beweist das. Denn sein verzweifelter Ausruf bei seiner tödlichen Verwundung: „Helios, du hast mich verlassen!“, den dann die christliche Legende in den bekannteren: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ verwandelt hat, war ja nur ein vorübergehender Gefühlsausbruch, den er sofort überwand.

Daß Julians Absicht, „ein zu sicherem Scheitern verurteiltes Unterfangen“ war, hat Bidez richtig erkannt (S. 371), doch wertet er diese Erkenntnis nicht bis ins Letzte aus. Es handelt sich eben mehr als um die Tragik des Mißerfolges eines einzelnen. Die folgende Entwicklung zeigt, daß Julian dem jamblichischen System durch seinen Versuch, es zu verwirklichen, in der Tat den Todesstoß versetzt und so den Sturz der letzten, morschen Stütze des Heidentums beschleunigt hat. Diese Erfassung der

⁵ Daß auch Christen wiederholt dem Zauber der Sonnenanbetung verfielen, beweist noch hundert Jahre später die bewegte Klage des Papstes Leo des Großen über die Christen, die im heidnischen Sinn den Sonnen- aufgang begrüßten (Serm. 27, 4; Migne 54, 218 f.).

⁶ Bei Suidas überliefert (636, 7, Ausgabe von Bern- hardy); siehe auch Bidez S. 199.

letzten Zusammenhänge ist der wunde Punkt in der Betrachtungsweise der neueren Geschichtsforschung. Bei aller klaren Erkenntnis des Zustandes, in dem sich das Heidentum der julianischen Epoche befindet, wird die Gestalt Julians noch immer zu wenig aus dem letzten großen Sinn des Christentum-Antike-Problems begriffen. Wer die Umprägung der Antike durch das Christentum in ihrem gesamten Werdegang überblickt, darf sich nicht nur auf die Darstellung des Verzweiflungskampfes einer vergehenden Geisteswelt beschränken, sondern muß auch die positiven Kräfte des Christentums in das Gesamtbild dieser Zeit mehr einbeziehen, als es gewöhnlich geschieht. Die allzu einseitige Betrachtung des sterbenden Heidentums und das Nichterkennen der Absolutheit des Christentums lassen sonst den Sinn dieses Sterbens nicht verstehen. Hier stirbt eben nicht die Antike, da sie in ihrem lebensfähigen Gehalt im Christentum

weiterlebt, hier stirbt bloß eine Religionsform, die neben diesem gesunden Aufnahme-prozeß in die höhere Glaubenswelt keine Berechtigung mehr hat.

An diesem Urteil darf auch die Tatsache nichts ändern, daß die Stimmen der christlichen Quellen dieser Zeit die Gefahr größer erscheinen lassen, als sie tatsächlich ist. In ihnen bebt noch zu sehr die Leidenschaft des Kampfes nach. Nur die ganz Großen ahnen hier den letzten Sachverhalt, der heilige Athanasius mit seiner „Wölkchen“-perspektive oder der heilige Gregor von Nazianz mit seinem scharfen Blick für den täuschenden Schein des ganzen julianischen Unternehmens, der ihn ausrufen läßt: „Eröffne nur, Julian, eröffne dein Theater! Welchen andern Namen sollte man sonst deinen Tempeln geben?“⁷

⁷ Gregor von Nazianz, Orat. IV, 114; Migne 35, 651. Siehe auch Bidez S. 271.

EVANGELIUM IN HEUTIGER SICHT

Von Max Zerwick S. J.

Es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der neueren Evangelienliteratur — vier Markusbücher¹ —, an dem gezeigt werden soll, in welchem Sinn sich der Wandel der Zeiten heute in der Behandlung des Evangeliums geltend macht. Daß es gerade Markusbücher sind, hat einen rein äußern Grund. Bei den zahlreichen Neuerscheinungen zum Markusevangelium wurde schon gefragt, ob vielleicht gerade Markus unserer Zeit etwas Besonderes zu sagen habe. Die Frage ist wohl zu verneinen, allein schon aus dem Grund, daß das Eigengut des Markus nur etwa ein Zwanzigstel seiner ohnehin geringen Stoffmasse ausmacht. Auf protestantischer Seite wird im allgemeinen Markus bevorzugt, weil er als der älteste und ursprünglichste Bericht gilt. Auf katholischer Seite scheint sich in jüngster Zeit der Sinn geschärft zu haben für den Stimmungswert, den der Markusbericht als Petrus-evangelium hat. Was in dieser Markuskultur geschrieben

wird, meint, soweit sie nicht Spezialliteratur ist, weniger Markus als das Evangelium. Es ist der mächtige Zug zur Heiligen Schrift, der zu erhöhter Beschäftigung auch mit dem Markusevangelium geführt hat. Daher denn unsere erweiterte Fragestellung: Wie spiegelt sich unsere Zeit in der Art, wie man das Evangelium an die Menschen von heute heranzubringen sucht? Wenn wir dabei zuerst und vor allem zwei nichtkatholische Werke befragen, so deshalb, weil sich — wenn es erlaubt ist, das in einem Bild auszudrücken — die Windrichtung besonders deutlich zeigt an freistehenden Bäumen, d. h. dort, wo der einzelne „jedem Wind der Lehre“ voller ausgesetzt ist.

Günther Dehn hat sein vor zehn Jahren erschienen Buch in neuer Bearbeitung „Jesus Christus, Gottessohn“, eine Einführung in das Evangelium des Markus, genannt. Das Buch trägt damit schon sein Bekenntnis an der Stirn, das uneingeschränkte Bekenntnis zum menschgewordenen Sohn Gottes. Man muß gestehen, es hat für den katholischen Leser immer etwas Aufrüttelndes, wenn einer sich rückhaltlos zur wahren Gottessohnschaft Jesu Christi bekennt, nachdem doch Ungezählte, die sich auch Protestanten und Christen nennen, diese Gottheit preisgegeben haben oder doch es früher meist vermieden, sich hier mit letzter Klarheit festzulegen. Ähnlich steht es in diesem Buch — wir fassen es als symptomatisch — auch mit den andern rationalistisch bekämpften Stücken des evangelischen Berichts, als da sind: Dämonen, Wunder, Weissagungen, leibliche Auferstehung. Das alles wird ohne Schwierigkeit, ohne viel apologetisches Beiwerk einfach ernst

¹ Jesus Christus, Gottes Sohn. Eine Einführung in das Evangelium des Markus von Günther Dehn. 80 (310 S.) Berlin 1940, Furche-Verlag. M 5.60; in Leinen M 6.80. — Das Evangelium dem Menschen unserer Zeit dargestellt von Paul Schütz. 80 (489 S.) Berlin 1940, Hans v. Hugo Verlag. Geb. M 12.50. — Markus. Das Evangelium des heiligen Markus theologisch und heilsgeschichtlich erklärt und vertieft von Josef Dillersberger. 5 Bändchen. 80 (Jedes Bändchen etwa 200 S.) Salzburg 1940, Otto Müller. — Das Markusevangelium. Von Julius Spiegel. (3. Band von: „Die Bibelstunde“, Gliederung, Erläuterung und Auswertung von Büchern der Heiligen Schrift. Hrsg. von K. Pieper und A. W. Witsch.) 80 (208 S.) Mainz 1940, Matthias-Grünwald-Verlag. In Leinen M 6.70.